

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

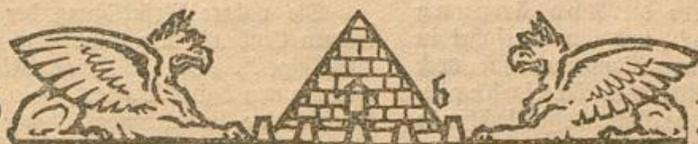
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

10.4.1921 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 15



10. April 1921

J. B. v. Scheffel / Von Liebe und Leben scheidend.

Nach des Waldwegs letztem Biegen
Schau ich festgebannt und starr,
Schau nach eines Schleiers Fliegen —
Schau umsonst . . . was schaut der Narr?!
Läutet, Glocken, dumpfen Schalles
Einem armen Mann zu Grab:
Hier war's, o mein Eins und Alles,
Wo ich dich verloren hab'!

Nur wer sehnd in der Sonne
Untergehnde Gluten späht,
Kennt die schmerzsbittre Wonne,
Die aus solchem Blick erweht.
War dich finden, dich verlieren
Nicht wie kurzer Sonnenfuß?
Auch dein Scheiden glich dem ihren,
Denn sie scheidet, weil sie mu ß.

Eine Schleife, schwarz und dunkel
Wie der Traum, den ich geträumt,
Nur am Rande von Gefunkel
Goldner Fäden licht umsäumt.
Vorn zur Brust heft' ich die Etze,
Die mein Rettendoch umspielt . . .
Und schon fühl' ich, wie die Spitze
Züngelnd nach dem Herzen zielt.

Hier war's, wo du hoch vom Kofse
Einmal noch das Haupt gewandt,
Wo dein Aug', das dunkle, große,
Mir den letzten Blick gesandt.
Mit unsichtbaren Gewalten
Zog es dich zu mir zurück,
Bis im Forst, im tannenaften,
Unfreiwillig losch dein Blick.

Könnt' ein Zauberspruch beschwören
Schneller Verzweiflung Pein,
Heil! Du würdest wiederkehren,
Würdest mein sein, und ich dein!
Götterneid und fremde Lenkung
Reißt dich über Meer und Land,
Und mir bleibt, als letzte Schenkung,
Ach, ein Streif nur vom Gewand.

Sei's drum! eh' die Nacht sich endet,
Ueberströmt mein Blut dies Lied . . .
Wer von dir sich scheidend wendet,
Längst von Licht und Leben schied.
Läut'! Glocken, dumpfen Schalles
Einem armen Mann zu Grab:
Hier war's: o mein Eins und Alles,
Wo ich dich verloren hab'!

Wilhelm Fraenger / Neue religiöse Malerei.

Zur Ausstellung der Gemälde Willy Desers.

1. Zeitmaß und Seele.

Der Tag des mittelalterlichen Menschen, der die romanischen Dome erstehen sah, kannte noch keine Uhrentürme, deren Glockenschlag die weiträumige Einheit der Sonnenbahn in sechs- und neunzig Viertelstunden teilte. Sondern sein Zeitmaß war das siebenfache Läuten der geistlichen Stunden, mit dem die Kirche den Ablauf des Tages begleitete.

Die Glockenchöre zwischen Matutin und Vesper standen wie starke Pfeiler in der strömenden Zeit, die das geruhige Bewußtsein mit weitgespannten Bögen überwölbte. Das Zeitgefühl des mittelalterlichen Menschen war von der gleichen innern Stetigkeit, wie die stämmige Rhythmik des wölbungsweiten, romanischen Domes.

Das Sinnbild für das Zeitmaß des modernen Lebens ist die Sekundenuhr der Großstadtbörse.

Der gespenstlich rasch über die Scheibe des Zifferblatts hinwegfahrende Sekundenzeiger zerteilt den Tag zu stäubenden Partikeln. Er reißt uns in das Fieber seiner Hast. Zerlegt die innere Sammlung und Besonnenheit der Seele.

2. Die Erfahrung des Raumes.

Die Maß-Einheit der Raumberechnung eines Dombaumeisters bildet kein abstrakter Zahlenwert, sondern das handgreifliche Maß des Körpers: Handbreite, Spanne, Elle, Fuß und Schritt, der Schwungkreis des ausgestreckten Armes, das waren

seine Rechen-Elemente. Da er den Raum am eigenen Leib ermaß, gab er dem Baugesfüge einen innern Atem. Aus der lebendigen Durchdringung der Kunstform mit bewegtem Körpermaß erklärt sich jenes tiefe Domgeheimnis: Daß die innerlich zuchtvolle Bauform des romanischen Domes noch heute so gewaltig auf den Besucher wirkt, daß sie dessen Bewegung zu gemessenem Schreiten und einem ruhevollen Gleichmaß zügelte.

Heute baut man da und dort Bahnhöfe von einer grastempelhaften Feierlichkeit der Aufmachung. Nichts macht die innere Beziehungslosigkeit zwischen Bauform und Körperbewegung derart offenbar, als das Gewirr und Hasten der Passanten in solchen opernhastigen Hallenbauten.

Die Architektur hat ihren Einfluß auf unsere Bestimmung verloren.

Die mechanische Beherrschung der Raumwelt, die uns duzendhaft abgestufte Verkehrsgeschwindigkeiten erfinden ließ, hat das organisch-statische Raumbewußtsein von ehedem so rettungslos zertrümmert, daß uns die festen Werte: Raum und Dauer ganz ins Anarchische zerronnen sind.

3. Kunstform und Himmelsbild.

Die kosmologische Voraussetzung für das monumentale Schaffen der Vergangenheit bildet die Tafel der terra firma, der in der Mitte der Schöpfung unbewegt ruhenden Erde. Als Sinnbild der „irdischen Beste“ gründeten die Baumeister der Pyrami-

den, Tempel und Dome ihr Werk auf die Grundformen der tiefen Statik: Des ägyptischen Dreiecks, des Quadrates und Kreises. Ihre Formgesinnung ist Gleichnis für den irdischen Ruhetag.

Erst der Gedanke des Kopernikus erschütterte die Gültigkeit der Statik. Er schleuderte die Erde aus dem Mittelpunkt in eine ungewisse Reise der Planeten. Mit dem Kopernikus ward der Barock geboren.

Die Kurve, die Volute des Barock, die kennzeichnendste Formung dieses Stiles, ist Sinnbild für den weltstürzenden Augenblick: In dem sich die Erde aus der ptolemäischen Mitte hinaus-schwang in die Sphärenweite und aus der starren Ruhe sich entrollte zu einer ungeheuerlichen Rotation.

Mit dem Barock, dem letzten Stil von eigenwüchsiger Gewalt, verschwand der statische Gedanke aus der Kunst. Jeder nachbarocke Versuch, einen Monumentalstil zu erzwingen, beruht auf dem Zurückgreifen auf alte Formen, die eine vorkopernikanische Kultur geschaffen hat.

Die letzte selbständige Verarbeitung des barocken Erbes stellt der moderne Impressionismus dar. In ihm ist das kopernikanische Bewegungsprinzip ins Absurde gesteigert.

Bersinnlichte uns die barocke Kurve die Abdrängung der Erde aus dem Mittelpunkt und ihre Ausfahrt in die Raumunendlichkeit, so gibt der Impressionismus nur noch einen sekundenknappen Ausschnitt der rotierenden Peripherie.

Sein Lebensbild gleicht einem Filmmers, dessen huschende Haft für einen Augenblick ins Stocken kam.

Die Tatsache, daß sich die menschliche Gestalt im impressionistischen Bild in einen Zufallswinkel, an den Bildrand abgehoben sieht, ist nicht nur formgeschichtlich, sondern ethisch sinnbildhaft bedeutsam: Sie offenbart die Selbstpreisgabe des Ich, das sich in einem Rausch der Unbewegtheit, als Eigenwert und -Wille ganz verloren hat.

4. Die neue Form.

In diesen endelosen Relativismus der Spätimpressionistischen Erscheinungsformen trat Paul Cézanne und unter seinen Händen erstarrte das Wirrsal der gerüstlosen Formen zum Kristall. Mit einem ruhevollen Pathos und einer dem Plutarch vergleichbaren Gesinnung trat Ferdinand Hodler in seine Zeit. Und Franz Marc baute in festgeschlossenen, majestätischen Formen den Mythos seiner feierlichen Tiere. Die Werke dieser Künstler schienen das Bildungsgesetz für eine neue Plastik und Architektur in sich zu tragen. Und so erwartete man: Daß über Malerei und Plastik — sie beide in ihre Dienste nehmend — sich eine neue Baukunst, als mächtiger Rückhalt des neuen Stils erhebe.

Im Anbau stand dies alles sichtbar da. Da brach in diesen Jahreskreis der Sammlung die furchtbare Erschütterung des Krieges ein und sie zerrüttete das neue Schaffen. Denn von dem gemeinsamen Bauplatz wurden die einzelnen Künstler, jeder für sich in die Zelle der eigensten Leidenserfahrung verstoßen. So kommt es, daß die großen Namen in der neuen Kunst: Kokoschka, Meidner, Beckmann, Nolde wohl eine äußerst individuelle Form verwirklichen, daß sie aber keineswegs als Repräsentanten eines überindividuellen Stiles zu bezeichnen sind. Wohl hat die neue Kunst Persönlichkeiten von der tragischen Größe innerer Leidenschaft. Doch bleibt ihr ernstes Schaffen nur Sinnbild ihrer Selbstqual in der Not der Zeit. Sie haben in dem Ringen nach Erlösung das letzte klare Wort noch nicht gefunden: Das feierliche, große Schaubild, das hoch über der Schädelstätte dieser Gegenwart errichtet wird. Geklärt in strenger Zucht formaler Ordnung. Eindeutig einfach, volkstümlich verständlich, voll einer anverzerrten Leidenschaft. Innerlich überzeugend, ohne den Aufwand agitatorischer Ueberredsamkeit. Ganz aus der Gegenwart heraus geschaffen, doch durch den Rückhalt hoher Tradition gestärkt. Zur Schaffung eines solchen Schaubildes, dessen gewichtige Formen für alle verbindlich sind, gibt es nur eine Quelle schöpferischer Energie: Den inneren Entschluß, die Anarchie der Werte dadurch zu be-

zwingen, daß man sie unter eine Hierarchie des Absoluten beugt. Die Grundveste des absoluten Maßes bietet uns einzig noch die Religion. In ihrem planvollen Gefüge ordnet sich alle Weltverworrenheit zu einer Rangordnung der festen Werte.

5. Das religiöse Schaffen W. Desfers.

Im Rahmen jener katastrophenhaften Krisis, die die gesamte neue Kunst durchzieht, erhält die Ausstellung des religiösen Schaffens Willy Desfers eine grundlegende Bedeutung. In dem vom Sammlungsleiter Dr. F. W. Stord sehr würdig ausgestatteten Ausstellungsraum findet man eine Anzahl großer Bilder biblischen Charakters, sowie ein mächtiges Altarwerk aufgebaut. In seinem sicheren Geschmack, den Organismus eines jeden Kunstwerks in stilentsprechender Umrahmung darzubieten, ließ der Direktor unserer Kunsthalle die Fenster mit tiefleuchtenden Glasmalereien verkleiden, auch fügte er altdeutsche Grabplastiken dem Raume ein. Durch die harmonische Zusammenstimmung von neuer und ererbter Kunst entsteht in dem Betrachter das Gefühl: Daß abseits wurzellosen Experimentierens der Künstler auf dem festen Grund der Traditionen baut.

Die nähere Befichtigung der Bilder bestätigt diesen allgemeinen Eindruck: Die „Anbetung der Könige“, die „Heilung der Aussätzigen“, „Der 12jährige Jesus im Tempel“, „Die Auferweckung von Jairis Tochter“ — in diesen mächtigen Kompositionen herrscht eine Unentrinnbarkeit der strengen Form, die — jedes schalen Archaismus sich entschlagend — uns an Byzanz, Ravenna, Giotto denken läßt. Dabei gelang dem Maler die Synthese: Mit seinem feierlich repräsentativen Stil die Ausdrucksmöglichkeit der Gotik zu verschmelzen.

So leidenschaftsbewegt der Inhalt ist, soll Desfers Schöpfung doch gemessen wirken, als ruhevoll Form-Vereinigung. In seinem Wissen um die strenge Grenze, in seiner dienstergebenen Zurückhaltung, die nie den Eifer eigener Leidenschaft vordringlich mit dem heiligen Stoff vermengt, erkenne ich das hierarchische Prinzip in Desfers Schaffen. Er stellt das strenge Gesetz zuchtvoller Formaskese über sein Beginnen. Aller verworrenen Ekstase ist sein Schaffen Feind. Einer liturgisch ruhevollen Feier gleicht Desfers religiöser Bilderkreis. —

Das feierlich Gemessene seiner Formensprache wirkt sich mit klarer Majestät in Desfers mächtigem Altarwerk aus: Der „Hinrichtung der ersten Märtyrer“, wozu die „Weltkirche“ und „Mönchtum“ als Flügelbilder dienen. Die innere Größe ihrer Form, die machtvolle Sicherheit ihrer Ausbreitung in der Fläche, die entschlossene Ordnung des starr gefesteten Bildgefüges, die ruhevoll Gefäßtheit aller Leidenschaft, zeigen ein Weltbewußtsein an, das in der Mitte der Dinge zum Frieden kam.

Das Triptychon von Desfer ist ein Zeitbekenntnis. Ein Maler, welcher die gesamte Not der Zeit als ein ganz innerlich Ergriffener durchlebte, richtet hier eine Schöpfung vor uns auf, die auf die ethische Befestigung des Menschenlebens, das alle innere Fassung und richtungsstrenge Norm verloren hat, gewendet ist. Ueber die Lebensverworrenheit stellt er den zuchtvollen Rhythmus, über die individualistischen Spielarten seine typische Form. Gegen Willkür und Maßlosigkeit setzt Desfer einen überpersönlich gesetzmäßigen Stil. Was in dem Niedbruch der neuen Kunst zerrüttet wurde — die Basis einer überindividuellen Stileinheit — ist in dem Schaffen Desfers neu begründet. Sein Dogma einer hierarchisch strengen Form fordert sich eine Schule und Gefolgschaft.

In einer kleingläubigen Zeit, in der so mancher Kunstfreund sich aller Hoffnung auf eine kommende deutsche Kunst, in übertriebenem Pessimismus fast ent schlagen hat, ist es als hohes Verdienst des Sammlungsleiters Dr. F. W. Stord dankbar zu begrüßen, daß er in dieser ersten Ausstellung uns einen klaren Weg gezeigt hat, der aus der Wirrnis dieser Gegenwart zu einem feierlichen Ziele strebt.

Kuno Brombacher / Ueber Regie und Spiel.

Photographisch getreu wie „im Leben“ zu spielen — wobei man unter „Leben“ den möglichst banalen Alltag verstand — war das Ideal naturalistischer Schauspielkunst. Aus einem Mosaik von Banalitäten schuf man das darstellerisch ergreifende Bild. Wie beschränkt in Mitteln diese Art Schauspielkunst war, zeigte sich bei Klassikeraufführungen, deren beste immer noch nur gut gekonnte naturalistische Vergewaltigung dichterisch anders

gewillter Werke bedeuten. Schuld daran trug die zeitgenössische Dichtung, der die Spieler ihre Kunst anpassen mußten. Für die Dichter aber lag keine Notwendigkeit vor, nur noch Sprachrohr von Gasse und Wohnstube zu sein, Poesie und Menschliches mit Schimpfwörtern und Küchenereignissen garniert zu servieren.

Das war gestrige Mode. Da die heutige, der „Expressionismus“ nicht bestimmte Formen verlangt, noch Programme diktiert,

sondern in erster Linie Protest ist gegen gestrige Diktatur, ist augenblicklich jedem Tüchtigen der Weg frei, insbesondere die meisten zeitgenössischen Kunstäußerungen nur erst neuer Rhythmus, noch nicht neue Tonschöpfung sind.

Daher ist es gleichgültig, ob man eine heutige Regie expressionistisch nennt oder anders, weil dieses Wort erst ein werdender, also noch nicht gültig zu definierender Begriff ist, worauf es aber ankommt, wäre, daß man sie neuartig, gut, vorbildlich nennen kann.

Eine gute Regie will nicht „Lebenswirklichkeit“ suggerieren, wenigstens nicht die, aus der wir kommen, sondern jene, die wir doch eigentlich suchen, wenn wir ins Theater gehen: die theatralische, die künstlerische, die Bühnenwirklichkeit. Daß die in jedem ihrer Momente, dem banalsten, wie dem erhabensten eine ganz andere, nach eigenen, unvergleichlichen Gesetzen lebendige ist, das etwa ist der oberste Elementarsatz, den der Anblick einer vorbildlichen Inszenierung einhämmern muß, und damit sind wir gleich mitten im Problem. Ueberhaupt nämlich und für alle Kunst gilt das, daß sie eine Wirklichkeit ganz aus eigenen Gnaden ist. Ihre Formen und Takte, ihren Rhythmus und ihre Tonfolge am wirklichen Leben messen, weil sie eine Spiegelung von dessen Inhalten, Gefühlen, Gedanken und Ereignissen ergibt, ist barbarische Kunstbetrachtung Halbgebildeter. Der Mensch, den der Maler malt, der Dichter besingt oder gestaltet gehört ihm und in nichts mehr dem Leben an, sobald Kunstschöpfung beginnt. Jede dieser beiden Wirklichkeiten, die künstlerische und die des Lebens, muß die andere als vergänglichliches Gleichnis betrachten, zu dem sie erst das Ereignis ist. Vom Standpunkt der Kunst aus ist das Leben ebenso sehr eine Scheinwelt, wie umgekehrt vom Leben aus die Kunst. Und beide gedeihen nebeneinander und im Verhältnis zueinander am besten, je selbständiger sie sich als ganz voneinander unabhängige Seinswellen, als transzendente Phänomene betonen. Und nur wo das überall und in diesem Ausmaß der Fall ist, kann wirkliche Kultur gedeihen, wie sie etwa die Griechen zur Zeit der Tragiker hatten.

Wie der Regisseur, so auch die Schauspieler. Sie sind nicht gut schon, weil sie Talent haben, sondern den Ausschlag gibt ihre Zucht- und Sprachkultur. Die Sprache ist das Wichtigste, fast alles. Bewegung und Mimenpiel seien untergeordnet, knapp bemessen, mit künstlerisch anordnendem Sinn so verteilt, daß jede Bewegung zur besten Zeit, am besten Platz und vor allem, daß keine zuviel ist, auch wegbleiben, oder anders sein könnte. Lebendigkeit des Zusammenspiels kommt zustande aus Wortstärke, in bestimmter Stellung zum so und nicht anders zu stellenden Partner, jede Bewegung muß bestimmte Bedeutung haben und sie darf in keiner Weise selbst der Rhythmus des Spiels sein wollen, sondern er ist allein das Wort im Rahmen von Stellung und Haltung der Person. Das körperliche Bewegen hat nur ankündende, verstärkende, schwächende und beendende Aufgabe im Spiel. Der Spieler darf nicht meinen, er müsse sich jetzt mal wieder bewegen, um zu zeigen, daß er auch mitspielt. Nur Hühner flattern, Vögel sind lebendes Bild, wenn sie nicht fliegen. Und darauf, daß die Spielfolge ein Ablauf von lebenden Bildern ist, kommt es an. Nirgends darf eine Bewegung, ein Schritt, ein Stellungswechsel ins augenblicklich schöne Gesamtbild einen Riß reißen, sondern in jedem Moment des Spiels sei die Szene geschlossenes malerisch befriedigendes Bild. Die Aufführung ist ein Werk, studiert und schöpferisch ausgeführt vom Regisseur und mit arbeitenden, mit fühlenden, mit einsehenden Schauspielern, die gewissermaßen seine lebendigen, willig und mit Bewußtsein ihm folgenden, Marionetten sind. Und all diese so geführte und gemeinsam arbeitende Bemühung hat als oberstes Gesetz ihrer Darstellung nur den Geist ihres jeweiligen Dichters anzuerkennen. Es darf keine Manie geben, etwa eine expressionistische, wie es vordem eine naturalistische gab, sondern man lasse jeden Dichter nach seiner Fassung auf der Bühne sich vollenden. Man habe nur die eine Manie, ins Wesentliche jedes Dichters vorzudringen, ganz von seinem unvergleichlichen Geist besessen, ihn lebendig zu machen. So spiele man heute Sternheim, morgen Schiller, und beides jeweils so, als sei man nur eine Sternheim- oder nur eine Schillerbühne.

Friedrich Schweikert / Beethovens Kindheit.

Ludwig van Beethoven ist nach dem Kirchenbuch der Pfarrei S. Remigius in Bonn am 17. Dezember 1770 getauft worden. Es ist anzunehmen, daß er Tags zuvor geboren wurde. Ueber das Jahr seiner Geburt muß Beethoven selbst lange Zeit im unklaren gewesen sein, denn er schrieb auf die Rückseite eines 1810 aus dem Taufregister gefertigten und amtlich beglaubigten Auszugs: „1772. Es scheint der Taufschein nicht richtig, da noch ein Ludwig vor mir war.“ Dieser Ludwig, das erste Kind der Eltern unteres Beethoven und fast zwei Jahre vor ihm geboren, starb schon nach sechs Tagen.

Beethoven hat sich also in seinem vierzigsten Lebensjahre noch für jünger gehalten, als er in Wirklichkeit gewesen ist. In diesem Irrtum war er vielleicht auch dadurch befangen, daß in einer Konzertanzeige bei seinem Auftreten als Kind in Köln, und auf dem Titelblatt seiner ersten im Druck veröffentlichten Kompositionen das Alter zu niedrig angegeben war. Man geht wohl nicht fehl, wenn man bei dem Charakter des Vaters in diesem den Urheber der bewußten Fälschung des Alters sucht, war es ihm doch darum zu tun, mit seinem Sohn dem Wunderkinde Mozart einen Nachfolger zu geben.

Als das Geburtshaus Beethovens wurde lange Zeit das Fischer'sche Haus in der Rheingasse angesehen. Ein im Jahre 1838 wegen des Geburtshauses entbrannter Zeitungskrieg, der 1845, kurz vor der Enthüllung des Beethoven-Denkmal in Bonn, von neuem aufflammte, brachte die Gewißheit, daß der musikalische Genius der Menschheit in der Bonngasse in einem Hintergebäude die Augen aufschlug.

Ueber die ersten Jahre der Kindheit Beethovens wissen wir äußerst wenig. Nur Vereinzelte erinnerten sich im Alter, daß sie als „kleine Knaben mit „Louis“ öfter in seinem elterlichen Hause oder daselbst häufig mit den „Kindern Beethovens“ (außer Ludwig kann der 1774 geborene Kaspar Anton Karl gemeint sein) Anfangs der siebziger Jahre gespielt haben.

In diese Zeit fällt der Tod des Großvaters. Obgleich Ludwig damals erst drei Jahre alt war, muß er doch einen bleibenden Eindruck von ihm mit in sein Leben genommen haben, denn 43 Jahre später erzählte er in vertrautem Kreise von seinen Eltern und von seinem Großvater, der er einen wahren Ehrenmann nannte. Dessen in Del gemaltes Bild war das einzige, was er sich aus dem elterlichen Nachlaß nach Wien schicken ließ.

Besser unterrichtet über Beethovens frühe Jugendzeit sind wir von dem Augenblicke an, wo die Eltern in das Fischer'sche Haus in die Rheingasse zogen, jenes Haus, das lange durch eine

an ihm angebrachte Tafel als sein Geburtshaus bezeichnet wurde und als solches auf Titelblättern seiner Kompositionen, in Gasthausanzeigen und in Beschreibungen der Denkwürdigkeiten Bonns figurierte. Als nach dem Tode des „berühmten Wiener Kompositors“ die Erkenntnis von dessen künstlerischer Weltgeltung sich allgemein Bahn brach und der Zustrom von Pilgern nach der Stätte, wo Beethoven seinen Weg als Mensch und Künstler antrat, immer stärker wurde, richteten sich selbstverständlich aller Schritte nach dem vermeintlichen Geburtshaus. Dieses Haus, in dem schon Beethovens Großeltern viele Jahre gewohnt hatten, gehörte durch mehrere Geschlechter der Bäckerfamilie Fischer, deren letzte Glieder, die Tochter Cecilia und der Sohn Gottfried ein hohes Alter erreichten. Von den zugereisten Fremden mit Fragen bestürmt, entschloß sich Gottfried Fischer seine und seiner Schwester persönliche Erinnerungen an die Familie Beethoven sowie das, was den Beiden von ihren Eltern über sie erzählt worden war, niederzuschreiben. Gerade für die Aufhellung der ersten Jugendperiode Beethovens sind die Fischer'schen Aufzeichnungen in ihrer naiven, aber den Wert des Ursprünglichen bestehenden Darstellungsweise zu einer Lichtquelle geworden, aus der manchmal Reflexe auffringen, in deren Schein schon frühe einzelne charakteristische Züge Beethovens herantreten. Die Aufzeichnungen schildern den späteren Tonheros als Kind unter anderen Kindern, sie lassen uns seine harmlosen Freuden, halb aber auch seine Leiden schauen. Sie vergönnen uns einen Blick in die Welt, inmitten der er aufwächst; sie führen uns vor Augen, wie durch die vom Vater mit unnachsichtlicher Strenge betriebene Förderung des früh erwachten musikalischen Talents dem Kinde die Sonnentage der ersten Jugend verdüstert werden. Manches an sich unwichtige Geschehnis gewinnt erhöhtes Interesse, weil es uns das Menschliche an einem der Größten im Reiche der Geister enthüllt. Man hört von einem Fehler, den Ludwig als Kind gehabt und mit dem er lange behaftet gewesen sei, über den seine Mutter sich aber nicht habe äußern wollen. Zuletzt habe sie Frau Fischer um Rat gefragt, die ein Mittel empfahl, das geholfen hat. „An schönen Sommertagen“, so wird erzählt, wurden die Kinder Beethovens an den Rhein oder in den Schlossgarten gebracht, wo sie im Sande spielten“. Sonst tummelten sie sich mit den Kindern des Hausbesizers und der Nachbarn in Fischers Hofe herum, wo sie sich auf einer Schaukel vergnügten. Ludwig ließ sich gerne Sackpack tragen, da konnte er recht lachen.“

Beethovens Kinder wurden nicht wehlich erzogen. Die Mutter, im Haushalte tätig, konnte sich nicht immer um sie kümmern; so waren sie den Mägden oft überlassen. Wenn Johann van Beethoven Besuch empfing und ihm die Kinder durch ihre Unruhe lästig wurden, dann schickte er sie mit der Magd ins Unterhaus. Es kam aber vor, daß diese in ihrer Pflichtvergessenheit die Kinder auf den kalten Steinboden setzte und ihrem „Fürwize“ nachließ. Diese krochen dann auf Händen und Füßen der Haustüre zu. Durch Erkältung bekam Nikola ein Geschwür am Kopfe und trug einen Schaden davon, den man immer sehen konnte. Frau Fischer machte Frau van Beethoven auf die Gefahren aufmerksam; diese gab ihr Recht, ließ es aber dabei . . .

Damals ist Beethovens Mutter noch nicht die „stille leidende Frau“ gewesen, die man „nie hatte lachen sehen.“ Sie konnte, wenn Fischers wegen übertriebenen Zulaufes und großer Unruhe durch die Kinder Vorstellungen wegen der Hausordnung machten, gleich „ähbzig und gegenprüchig“ werden. Ebenso rasch sah sie aber ihr Unrecht ein. Dann kam sie mit ihrem Mann zu Fischers, um Abbitte zu tun und man war beiderseits wieder ausgesöhnt.

Eine gewisse Bohème in der Lebensführung der Familie, gefördert durch Johann van Beethovens Neigung zur Unregelmäßigkeit, ist nicht zu verkennen. Die Körperpflege der Kinder ließ offenbar manches zu wünschen übrig und die Unbekümmertheit des älteren Beethoven in bezug auf sein Äußeres hat sich schon in jungen Jahren bei ihm bemerkbar gemacht. „Luis zeichnete sich ganz besonders durch Unsauberkeit und Vernachlässigung aus.“ läßt sich ein Schul- und Altersgenosse vernehmen. Und Fischer berichtet: „Ludwig van Beethoven war, als er etwas herangewachsen war, oft schmutzig und gleichgültig, so daß Cäcilia (Fischer) zu ihm sagte: „wie siehst Du wieder so schmutzig aus, Du solltest Dich etwas propper halten“. Darauf er erwiderte: „was liegt daran, wenn ich einmal ein Herr werde, dann wird mir das keiner mehr ansehen.“ Das Selbstbewußtsein, das bei dem späteren Beethoven manchmal in so schroffer Form sich äußerte, daß es an das Verlethende streifte, machte sich, wie man sieht, schon frühe bemerkbar.

Wie alt Beethoven gewesen, als er anfang, sich mit Musik zu beschäftigen, läßt sich nicht genau bestimmen. „Seit meinem vierten Jahre begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden.“ heißt es 1783 in der Widmung der Klavierkonzerte an den Kurfürsten. Das könnte glaubhaft sein, wenn das Alter auf dem Titelblatt richtig angegeben wäre. Unkontrollierbaren Nachrichten, nach denen Johann van Beethoven seinem Sohne „in frühester Kindheit Unterricht auf dem Klavier und der Violine“ gegeben und ihn zu „fast nichts anderem angehalten habe“, steht als Tatsache gegenüber, daß Ludwig, seitdem die Familie in das Fischersche Haus gezogen war, regelmäßigen musikalischen Übungen obzuliegen hatte und zwar in einem Ausmaße, das ihn für viele Stunden des Tages an das Klavier gefesselt hielt. Daß die „unerbittliche Strenge seines Vaters, die bei Nachlässigkeiten auch vor Strafen nicht zurückschreckte, ihm manche Träne erprekte, wissen verschiedene Augenzeugen zu erzählen. Von seinem väterlichen Lehrmeister immerzu angetrieben, erwarb sich der Knabe in kurzer Zeit eine so überraschende Fertigkeit im Klavierspiel, daß jener ihn bei Hofe präsentieren und in einem Konzert in Köln auftreten lassen konnte. Die Ankündigung dieses Konzerts*) lautet nach Thayers Beethovenbiographie:

„Avertissement.“

Heut dato den 26. Martii 1778, wird auf dem musikalischen Akademieaal in der Sternengäß der Churfürstliche Hofkapellmeister Beethoven die Ehre haben, zwey seiner Scholaren zu producieren; nämlich: Adlle. Averbone Hofkapellist, und sein Söhngen von 6 Jahren. Erstere wird mit verschiedenen schönen Arien, letzterer mit verschiedenen Clavier-Conzerten und Trios die Ehre haben aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichlet, um je mehr da hende zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen die Gnade gehabt haben.“

Ueber den Erfolg von Beethovens erstem öffentlichen Auftreten hat die Nachwelt nichts erfahren.

In einseitiger Weise war bisher das geistige Leben des Kindes auf das Gebiet der Musik gelenkt worden. Nur von dem Gedanken geleitet, sein in so erstaunlicher Weise zu Tage tretendes Talent zu einer möglichst „raschen und glänzenden Entwicklung“ zu führen, um aus ihm Kapital zu schlagen, legte Johann van Beethoven wenig Wert auf eine gediegene Schulbildung Ludwigs. Entbehrte er doch selbst, wie fast alle Musiker jener Zeit, einer allgemeinen Bildung. Darum schien es ihm auch für seinen Sohn zu genügen, wenn dieser nach der Elementarschule noch die Münsterschule besuchte, in der als Vorbereitung für das Gymnasium etwas Latein gelehrt wurde. Der Uebertritt in das Gymnasium fand dann gewöhnlich im

*) In dem oben erschienenen Beethovenbest der „Neuen Musikzeitung“ im Nachhine wiedergegeben.

zehnten oder elften Lebensjahre statt. In diesem Alter scheint Ludwig van Beethoven die Schule verlassen zu haben, um sich ganz der Musik zu widmen, die ihn ja ohnehin so in Anspruch genommen hatte, daß ihm für die Schule wenig übrig blieb. Jedenfalls hat er sich in ihr nicht hervorgetan, denn ein Mitschüler — es ist der gleiche, der auf sehr ungepflegtes Äußeres hinweist — sagt in seinen Memorien: „Von den genialen Funken, die er später so reichlich sprühte, entdeckte damals niemand eine Spur.“ Durchaus falsch würde es indessen sein, bei Beethoven, weil er ein schlechter Schüler war, ein geringes Bildungsbedürfnis anzunehmen. Im Gegenteil! In seiner unaufhaltsam vorwärts stürmenden Natur, die kein Nachlassen, keine Ruhe kannte, lebte ein Bildungsdrang so stark und echt, wie selten bei einem Menschen. Man kann es begreifen, daß die trodene Materie, wie sie die Schule darbot, dem nach Innen gerichteten Wesen des Knaben wenig Anregung zu geben vermochte. Doch steht es fest, daß Beethoven bald nach seiner Schulzeit sich bemühte, seine mangelhaften Kenntnisse zu erweitern und daß er zeitlebens darauf ausging, sein Wissen zu vertiefen. Die Lücken seiner Bildung wurde er schon gewahr, als er durch seine frühe amtliche Stellung und durch seine rasch wachsende Künstlerkarriere mit den angesehenen Kreisen Bonn's in nähere Berührung kam. Als ein älterer Freund ihn darauf aufmerksam machte, „daß er außer Musik nichts verstehe, was zum geselligen Leben gehöre, deshalb verdrießlich unter anderen Menschen sei und sich zurückziehe, so daß man ihn für einen Misanthropen halte, gestand er betroffen zu, daß seine Erziehung sehr vernachlässigt sei. „Aber in eine Piarischule kann ich doch nicht zurückkehren“ rief er aus . . . Dieser Freund nahm sich seiner an, trieb mit ihm etwas Logik, Französisch u. Italienisch und förderte ihn im Lateinischen, so, daß er angeblich schon nach sechs Wochen Ciceros Briefe überlesen konnte.

Einen systematischen musikalischen Unterricht hat Beethoven in seiner ersten Jugendperiode nicht genossen. Wohl empfing er von verschiedenen Seiten Unterweisung, aber Lehrer, die sich dauernd mit ihm beschäftigten, haben ihm gefehlt. Der Vater sah ein, daß das immer mehr sich offenbarende Genie seines Sohnes einen „tauglicheren“ Lehrer verlangte, als er es sein konnte. Seine Wahl fiel auf den hochbetagten Hoforganisten van den Eden, der bald starb. Ob er Ludwig, den er in Klavierspiel unterrichtete, auch Anleitung im Generalbass gab, ist ungewiß. Von größerer Bedeutung für Beethovens musikalischen Werdegang war Tobias Friedrich Pfeiffer. Er war im Sommer 1779 mit einer bekannten Schauspieltruppe, der er als Tenorist angehörte, nach Bonn gekommen und hatte sich bei der Familie Beethoven in „Kost und Logis“ gegeben. Ein fertiger Klavierspieler, außerdem noch Oboist und Flötist, erklärte er sich bereit den Knaben zu unterrichten, ohne sich jedoch für bestimmte Stunden festzulegen. Es kam vor, daß wenn Pfeiffer mit Johann van Beethoven um Mitternacht vom Wirthause heimkehrte, er plötzlich Lust verspürte, sich mit Ludwig zu beschäftigen. Dann rüttelte der Vater das Kind aus dem Schlafe auf, das sich weinend an das Klavier begab. Manchmal zog sich der Unterricht bis zum Morgen hin, denn Pfeiffer hatte Interesse an seinem Schüler, da er so leicht aufsaßte. Schon nach einem Jahre mußte Pfeiffer Bonn verlassen und Ludwig wurde nicht mehr in seiner Nachtruhe gestört. Jedenfalls hat Beethoven von dem vielseitigen Musiker manches gelernt. Nach der Ueberlieferung soll er auch dieses seines Lehrers dankbar gedacht und ihm später von Wien aus eine Geldunterstützung zugewiesen haben.

Von dem ebenfalls im Hause wohnenden Hofmusiker Franz Georg Novantini, der ein Verwandter der Mutter Beethovens war, erhielt der Knabe Unterricht auf der Violine und Viola. Doch auch dieser Unterricht dauerte nicht lange, denn Novantini erlag schon mit 24 Jahren einer Seuche. Zu Ludwigs Violinspiel erzählt Fischer in seiner Art folgendes: „Einmal spielte er zufällig ohne Noten, da kam der Vater herein und sagte: „was krazest du da wieder für dummes Zeug durcheinander, du weißt, daß ich das gar nicht leiden kann, kraz nach den Noten, sonst wird dein Krazen wenig nutzen . . . Sein Vater wurde doch zuletzt aufmerksam, wenn er ihn Violine spielen hörte; er spielte einmal wieder nach seinem Sinne ohne Noten, da sagte sein Vater: hörst du denn gar nicht auf nach all' meinem Sagen? er spielte wieder, und sagte zu seinem Vater: ist denn das nicht schön? Da sagte sein Vater: das ist nun was anderes, allein aus deinem Kopf, dafür bist du doch nicht da, bestleißige dich auf dem Klavier und der Violine, mach' richtige Angriffe auf die Noten, daran ist mehr gelegen; wenn du es einmal so weit gebracht hast, dann kannst du und mußt du mit dem Kopfe noch genug arbeiten.“

Dieses Phantasieren auf der Geige läßt erkennen, wie früh schon in Beethovens Brust Stimmen sich vernahmen ließen, die nach der Oberfläche drängten. Und es ist nicht verwunderlich, wenn es ihn mächtig zu dem Instrumente hingog, das vermöge seines Reichtums an Harmonien mehr wie jedes andere es ihm ermöglichte, den musikalischen Bildern, von denen seine junge Seele erfüllt war, Form und Farbe zu geben. Es ist die Orgel.

In den Klöstern von Bonn fehlte es nicht an Patres, die sich vortrefflich auf das Orgelspiel verstanden. Der Bruder Willibald Koch bei den Franziskanern galt als eine Autorität in allen die Orgel betreffenden Dingen. An der Mitteilung, daß Ludwig um seinen Unterricht bat und es bei ihm soweit brachte, daß er ihn vertreten konnte, ist nicht zu zweifeln. Als ihm für seinen Gedankenflug die Orgel der Franziskaner nicht mehr genügte, ging er in das Kloster der Minoriten, das eine größere Orgel besaß, Lesfreunde sich mit dem Organisten und „machte sich fest“ jeden Morgen um 6 Uhr bei der Messe die Orgel zu spielen. In einem Notizbuch Beethovens hat sich das „Fußmaß vom Minoriten Pedal in Bonn“ aufgezeichnet gefunden; ein Beweis für das Interesse, das er an der Orgel hatte. Nach der unverbürgten Nachricht eines Organisten, der mit Beethoven zusammen bei dem Münsterorganisten studierte, soll der zehn-jährige Ludwig seinen zwanzigjährigen Mitschüler im Orgelspiel übertroffen haben. Auch ist von Stücken die Rede, die er um jene Zeit komponiert habe, die er aber mit seiner kleinen Hand nicht greifen konnte. „Das kannst Du ja gar nicht spielen“, habe der Lehrer gesagt; „aber wenn ich größer bin“, sei die Antwort gewesen.“ Wir sehen, wie schon des Knaben Beethovens Geist arbeitete und nach Gestaltung verlangte, kaum, daß ihm von seinen bisherigen Lehrern die Rudimente der Gesehe des musikalischen Kunstwerks erschlossen worden waren und wie der Knabe Beethoven die Orgel bevorzugte, weil sie ihm für seine Welt der Töne die reichsten Ausdrucksmittel an die Hand gab.

Man wird sich nicht wundern, wenn man hört, daß er schon frühzeitig die Lust an kindlichen Spielen verlor; ernst, mit sich selbst beschäftigt und in sich versunken gewesen sei. In seinen Lehrjahren lag er oft nach dem Hofe zu in einem Fenster, hatte beide Hände um den Kopf geschlagen, sah starr auf einen Flecken hin, vermutlich über Musik nachdenkend. „Wenn man ihn anredete, erhielt man keine Antwort“ schreibt Fischer. Und als Cecilia Fischer ihn zur Rede stellte, weil er sich auf ihren Anruf nicht geregt hatte, sagte er: „entschuldige mich, ich war da in einem so schönen tiefen Gedanken beschäftigt, daß ich mich gar nicht stören lassen konnte.“ Keineswegs würde es jedoch der Wahrheit entsprechen, wollten wir uns den Knaben Beethoven immer nur ernsthaft, denkend und grübelnd vorstellen. Wo wäre denn der Beethoven, in dessen Musik neben den höchsten und tiefsten Empfindungen auch die Laune und der Humor ihren Platz haben? So weiß der oft zitierte Fischer auch von mutwilligen Hubschreibern Ludwigs und seines Bruders Kaspar zu erzählen, über die sie sich recht freuten, wobei „Ludwig nach seiner Gewohnheit einen krummen Katzenbuckel machen konnte.“ So ganz harmlos waren übrigens diese Streiche nicht. Wundern sich Frau Fischer, daß ihre Hühner seit einiger Zeit so wenig Eier legen. Da ertappte sie Ludwig im Hühnerstall. Der will sich dahin ausreden, daß er seines Bruders Sackloch habe wieder holen wollen. Frau Fischer: „Nun sehe ich warum ich so wenig Eier bekomme.“ Ludwig: „O Frau Fischer, die Hühner verlegen oft die Eier, wenn Sie sie wiederfinden, freuen sie sich umsomehr.“ Auch gibt es Fische, wie man sagt, die Eier holen.“ Frau Fischer: „Ich glaube, du bist auch einer von den schlauen Fischen, was wird aus dir noch werden.“ Ludwig: „O, das weiß der Himmel, bis dato bin ich noch ein Notensucher.“

D. Wiener / Sagen vom Oberrhein.

Nonnenkloster Katharinenal.

Unterhalb der alten Reichsstadt Diezshofen, dem mauer- und zinnengekrönten, wehrhaften Städtchen am Rhein, und gegenüber dem badischen Dorf Sailingen spiegeln sich massige Mauern, Türme und breitfrönige Kastanienbäume in den Blüten, grünt hinter hohem Hag der stille Klostergarten den Abhang hinan im Dufte der Rosen und Nelken, flüßert im Weinlaub leiser Wind mystische Nonnenträume vergangener Tage dir zu: vallis sanctae catharinae. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ward die Abtei, aus einer sog. „Sammlung“ in Winterthur entsprossen, von Konstanz an den Rhein verpflanzt. Wer in jenen Tagen der Ueberfiedlung nächtlicherweile auf dem Flusse gefahren, mag Wunderbares geschaunt haben: Von unsichtbarer Hand getragen, schwebten brennende Kerzen über dem Wasser und warfen magischen Schein auf Wellen und Ufer. Silberne Nebel entstiegen dem Fluß, auf denen eine Jungfrau, mit einem Rad in der Hand, eine Herde weißer Lämmer weidete; und niemand wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen.

Allerheiligen — Schaffhausen.

Ein gefährlicher Graf im Schwabenland war Eppo von Nellenburg. Einst stund er in der Nacht auf, nahm den Pfalter, in dem seine fromme Frau allabendlich zu ihrem Seelenheil las, von der Schlafenden Seite und warf ihn spottend ins Herdfeuer. Hierüber sehr frohgemut, legte er sich wieder zur Ruhe. Als am Morgen die Köche den Pfalter in der Asche liegen sahen, riefen sie die Herrin, welche das heilige Büchlein

Einmal flog ein fremder Hahn in Fischers Hof. Ludwig und Kaspar singen, brieren und verzehrten ihn, es vor ihren Eltern sorgfältig verbergend. Diese Freveltat suchte Ludwig damit zu rechtfertigen, daß es „zu allen Zeiten Recht gewesen sei, daß man das, was einem von Vieh morgens zuerst in seinem Hause entgegen käme, behalten dürfe.“

Eine so einfache Frau auch die Mutter Beethovens gewesen ist, ihr Herzenstakt und ihr Bemühen, den Haushalt trotz aller Schwierigkeiten mit Anstand zu führen, sicherte ihr Aller Achtung und machte sie zu dem von Allen verehrten Mittelpunkt der Familie. Ihr Namenstag galt deshalb als das wichtigste Familienfest und wurde mit ungewöhnlichem Aufwand gefeiert. Fischer gibt darüber eine anschauliche Schilderung. „Zuerst wurden die Notenpulte herbeigeschafft, in beide Zimmer nach der Straße rechts und links gesetzt und ein Baldachin auf das Zimmer gemacht, wo der Großvater Ludwig van Beethoven im Porträt hing, mit schönen Verzierungen, Blumen, Lohereibäumchen und Laubwerk gefertigt. Madam van Beethoven wurde beizetien gebeten, schlafen zu gehen, bis zehn Uhr war alles in der größten Stille herbeigekommen und fertig. Nun fing das Stimmen an, dann wurde Madam van Beethoven aufgeweckt, mußte sich anziehen und nun wurde sie unter den Baldachin auf einen schönen verzierten Sessel geführt und hingesezt. Nun fing eine herrliche Musik an, die erscholl in der ganzen Nachbarschaft, alles was sich zum Schlafengehn eingerichtet hatte, wurde munter und heiter. Nachdem die Musik geendigt, wurde aufgetischt, gegessen und getrunken und wenn die Köpfe etwas toll wurden, und Lust hatten zu tanzen, dann wurden, um im Hause keinen Tumult zu machen, die Schuhe ausgezogen und auf bloßen Strümpfen getanzt und das Ganze so geendigt und beschlossen.“

Ausgangs des Jahres 1781 unternahm Ludwig mit seiner Mutter eine Reise nach Holland. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Schwester des schon genannten, in jungen Jahren gestorbenen Geigers Rovantini, die im Dienste einer reichen Dame in Rotterdam stand, wollte das Grab ihres Bruders sehen. Ihre Herrin begleitete sie mit ihrem Kinde nach Bonn und die drei wohnten während mehrerer Wochen bei der Familie Beethoven. Als die Dame abreiste, lud sie Johann van Beethoven seine Frau und Ludwig ein, sie nach Rotterdam zu begleiten. Da der Vater nicht abkommen konnte, ging die Mutter mit Ludwig, der in Holland ein Konzert geben wollte, von dem er sich eine gute Einnahme versprach. Diese Erwartung erfüllte sich offenbar nicht, denn nach seiner Rückreise gab Ludwig auf die Frage, wie es ihm ergangen sei, zur Antwort: „Die Holländer, das sind Pfennigsucher, ich werde Holland nimmermehr besuchen.“ Die Hollandreise hinterließ bei ihm auch noch eine andere unfreundliche Erinnerung. Er fror nämlich sehr bei der Fahrt auf dem Rheine. Auf dem Schiffe war es so kalt, daß die Mutter seine Füße in ihren Schoß nehmen und sie wärmen mußte. Ludwig van Beethoven liebte den Rhein und manchmal stieg er auf den Speicher des Hauses, um sich an dem Anblick des Stromes und der ihn umrahmenden Landschaft zu erfreuen. So zeigte sich schon früh bei ihm die Liebe zur Natur, die ihn zeitlebens erfüllte und aus der er viele seiner schönsten Eingebungen schöpfte.

aus der Blut zog. Und obwohl es gänzlich darin gelegen, war es unerfehrt, als ob es in ein Tüchlein gewickelt gewesen, also war die Kraft des Feuers von der heiligen Kraft, die von dem Pfalter ausgegangen, verzehrt worden. Dies wunder-same Ereignis bestimmte Eppo, seinem gottlosen Leben zu entsagen und seinen Sohn Eberhard zu veranlassen, im Walde östlich des Rheinfalls, wo bisher ein Fährmann, Fischer und Schäfer sein „Schafhus“ gehabt, eine Kapelle zu errichten, aus der die Abtei Allerheiligen entstand.

Der Gnom des Rheinfalls.

Wild rauschend stürzt durch die Felsen hinab der Strom, Gischt, sprühender Regen, tosendes Wasser, donnernder Fall. Wallend auf den weißen Wellen singt sein Lied des Rheinfalls Gnom. Horchend steht am hohen Ufer ein Mädchen, lauschend der zaubervollen Lieder, süß durchschauert. Weit hin späher sehnsuchtsvoll ihre Blicke. Blumen windet sie zum Kranze ihrer Liebe. Da mahnt der Gnom: Vergiß nicht, Lilien mit-zuwehen, Lilien, Ehrenblumen der Toten. Weißt du nicht, wie schnell ist teures Leben dahin? Noch hatte des Falles Brausen die Worte nicht verschlungen, als ein Leichnam schwamm auf der Flut — der Kranz Lieb unvollendet, zu gut kannte das Mädchen den Geliebten. Da warf auch sie ihr Leben dahin, und die Wasser wurden ihr frühes Grab.

Vom Rheinfall.

Zwischen den Klippen des Rheinfalls sieht man oft die Gestalten weißer Pferde hin- und herschwanken. Gewöhnlich geschieht das in den Nächten vom Freitag zum Samstag. Man sagt,

das seien die Geister der Pferde, welche die Alamannen, die von der Mündung der Elbe kommend, bis vor an die Quellen des Rheines drangen, hier opferten und von denen sich, wie man in den Schaffhausener Zeitbüchern lesen kann, vor nicht gar zu langer Zeit zwischen den Rufen der Felsen noch die Auf-eisen vorfanden. Früher sprach man auch von einem Wagen, mit Rindern bespannt, der soll bis hin nach Schaffhausen und um die Stadt dreimal herumgefahren sein. Einige sagen in der Luft, andere auf der Erde. Sei er von links nach rechts, habe es etwas Gutes, sei er von rechts nach links gefahren, habe es etwas Böses bedeutet. Von alledem weiß man aber jetzt (um 1850) nicht mehr viel. Endlich erzählt man auch von einem Geisterkrieger, das blühschnell wie ein Pfeil den Fall herabschießt und dann in dem Strudel verschwindet. In diesem Schiff sitzt ein Fischer, der einst in seinem Kahn eingeschlafen (siehe Rheinau) unbewußt in die Nähe des Falles geraten und, von Gottes Hand beschützt, die grausige Fahrt glücklich überstanden haben soll. Statt Gott für seine Rettung zu danken, sei aber der Dursch durch das Abenteuer übermüthig geworden und habe gewettet, daselbe noch einmal zu bestehen, meinend, das Schiff, das den Schläfer da glücklich durchgebracht, werde den Schiffer wachend und am Steuer, noch weit sicherer jede Gefahr vermeiden lassen. In der That habe der Fischer die Fahrt noch einmal gewagt, sei aber ein Opfer seines Frevelmuths geworden; zur Strafe ist er nun zu jener Geisterfahrt verdammt.

Das Fränlein von Mandenburg.

Nördlich von Schaffhausen erhebt sich der Rauden, ein Gebirgsstock, der sich bis gegen Zollhaus-Blumberg ins Badische hinein erstreckt. An seinem südlichen Abhang liegen die Trümmer der Mandenburg. Dort wohnte einst ein frommes, edles Burgfränlein, dessen Name heute noch im Volk fortlebt. Der Glanz des Ritterthums, der sie umgab, und die Weltlust vermochten nicht, sie vom unentweihlichen Pfad der Tugend abzubringen. Alltäglich, bei Tagesgrauen, eilte sie mit einer treuen Magd durchs Hemmental nach Schaffhausen hinab zur Frühmesse. Ein zahmer Hirsch, Richter auf seinen Geweißen tragend, leuchtete ihr voran, sorgfältig sich von Zeit zu Zeit nach der Gebieterin umblickend. Am Engelbrechtsthor wartete der Hirsch gehorsamst, bis die Andacht im Münster vollendet. Einmal sei die Jungfrau eines Morgens auf einem solchen Kirchgang, von Räubern verfolgt, vor dem Tore angelangt, als der Torwart noch tief geschlafen. Da habe ein Engel ihr rasch geöffnet und sie so aus der Gefahr errettet; daher der Name Engelbrechtsthor.

Die Burgfrau von Balm.

Uzweit des Dorfes Jestetten im Alettgau lag einst das feste Schloß Balm. Im 13. Jahrhundert lebte dort Luz von Balm ein wüthendes, sehndereiches Leben. Als er, im Streit so übel zugerichtet, nur noch am Stabe gehen konnte, heiratete er die tugendreiche, sittsame Kunigunde vom Thurgau. Diese war eine Freundin der Armen und nahm eine adelige Jungfrau namens Amina zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden, und die nun keine Zuflucht wußte als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung verspürte. Mit ihr zog der Wüthe in die Burg ein, denn sie war schön und falsch. Den Burgherrn faßte die unwiderstehliche Gier, sie zu besitzen. Deshalb mordete er seine Gattin, als sie ihr Knäblein entwöhnt hatte, und sprengte das Gerücht aus, sie sei an einem Schlagfluß gestorben. Wenige Monate nachher führte er Amina zum Altar. Die Wärterin, die den kleinen Hugo zu betreuen hatte, kümmerte sich wenig um ihn, stand ihm auch des Nachts, wenn er weinte, nicht auf, sondern stieß im Unmut noch Scheltworte gegen ihn aus. Eines Nachts aber war es ihr, als höre sie die Wiege gehen. Sich aufrichtend, gewahrte sie eine weiße Gestalt, die die Wiege schaukelte. Und als eben der Mond sein fahles Licht in das Gemach warf, erkannte sie das bleiche Antlitz Kunigundens. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kindlein aus der Wiege, drückte es an ihr Herz und legte es, leise weinend, wieder in sein Bettlein. Dann verschwand sie wieder, als eben der Hahn den Tag verkündigte. Luz, dem die Wärterin die wunderbare Erscheinung mittheilte, schalt sie eine Närrin, obschon es ihn kalt durchschauerte; Amina aber glaubte, Kunigunde sei nicht wirklich verärrtet, sondern irgendwo eingesperrt worden und habe nun Mittel gefunden, sich zu befreien. Voll Zorn und Argwohn nahm sie die folgende Nacht die Stelle der Wärterin ein. Mit dem Schlag zwölf wimmerte der Kleine, und Kunigunde trat ein. Sie drückte eben in mütterlicher Sorgfalt dem kleinen Hugo die Kissen zurecht, da sprang Amina wüthend vom Lager auf und wollte sie beim Arme fassen. Der Arm aber zerschoß ihr unter der Hand in Luft. Warnend erhob jetzt die weiße Frau die Hand, dann nahm sie das Knäblein und trug es im Gemach auf und ab. Aminas Blut erstarrte schier, zitternd floh sie, und als der Ritter am Morgen erwachte und nach ihr fragte, ward ihm ein Brieflein überreicht: „Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für deine und meine Sünden zu

büßen. Tue desgleichen. Amina.“ Den Ritter packte furchtbare Reue, er übergab sein Söhnlein einem wackeren Geistlichen zur Pflege und Erziehung, floh der Welt und ward ein Klausner, tief im einsam-wilden Felsental.

Kloster Rheinau.

Gegenüber dem badischen Dorf Altenburg im Alettgau bildet der Rhein, sich in zwei Arme teilend, eine Insel, die Rheinau. Auf ihr steht das Kloster gleichen Namens — heute ein schweizerisches Altersasyl — weithin an seinen zwei Thürmen erkennbar. Von seiner Gründung erzählt man folgende Sage: Es war in den Jugendtagen der Allerheiligen-Abtei, als bei der dortigen Schifflände ein reicher und vornehmer Edelmann im Rhein fischte. Dieses stille Tun in der Wärme der Mittagssonne machte ihn schläfrig, er lenkte seinen Nachen in den Schilf einer nahen Bucht, zog die Ruder ein, legte sich im Schifflein nieder und versank in sanften Schlummer. Nun löste der Wellen gurgelndes Spiel die Gondel sachte vom Ufer und führte sie hinaus in die Strömung. Dann trieb es Nachen und schlafenden Fischer hurtig stromab, über Felsen und Klippen dem donnernden Rheinfalle zu. Und wie es den Kahn in die schäumenden, brandenden Wasser hinabriß, erwachte der Edelmann, den sicheren Tod vor Augen. — Als der Fischer die Augen aufschlug, fand er sein Fahrzeug eine Stunde unterhalb des Rheinfalles am einsamen Ufer. Da überfam ihn inniges Dankgefühl. An der Stelle, wo ihm zum zweiten Male das Leben gegeben, stiftete er die Benediktiner-Abtei Rheinau, die er reich begabte.

Der letzte Kliffaberger.

Wer auf der Landstraße von Schaffhausen gen Waldshut geht, den grüßen oberhalb des Dorfes Oberlauchringen von der Höhe des Alettgauischen Gebirgsrückens die Trümmer der Kliffaburg. Zur Hohenstaufenzeit wartete dort der Junker Heinrich — er führte im Wappen drei Mondsticheln und war ein Diebling seiner Heimat — seines greisen Vaters, dessen innigster Wunsch war, vor seinem Tode den geliebten Sohn mit einer würdigen Gattin vereint zu sehen. Und was der Alte gewünscht, ging in Erfüllung. Heinrich vermählte sich mit Kunigunde, der Schwester des Grafen Rudolf, des nachmaligen deutschen Kaisers. So sollte das Haus Kliffaburg augenscheinlich einer großen Zukunft entgegengehen. Doch kam es anders. Der junge Kliffaberger, der sich im Besitz der schönen Kunigunde aus dem ausblühenden Habsburgischen Haus wie ein Schötkind des Glücks vorkam, zeigte sich dieser hohen Gunst des Schicksals nicht würdig. In der Verblendung setzte er den Habsburgischen Löwen zu den drei Stacheln seines Schildes und vertauschte seinen freiherrlichen Namen mit dem graflichen Titel. Auch der alte Vater hing kindlich an dem erborgten Glanz, er träumte bereits von einem blühenden Grafengeschlecht, das seiner Burg entsprechen sollte und beglückt darüber starb er. Kunigunde aber konnte nicht Mutter werden, sie wellte dahin an dem Wurme ihres Kummers. Auch den Ritter, der sich in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht sah, ergriff der Gram, er suchte ihn durch ausschweifendes Leben zu vergessen, zehrte dadurch noch mehr ab und erlosch im schönsten Mannesalter. Die väterliche Gruft nahm seinen Leib auf und mit ihm den Schild, welcher die Mondstichel mit dem Löwen trug. Kunigunde nahm den Schleier zu Adelshausen bei Freiburg. In blutigem Streit wurde das Erbe von Kliffaberg zerrissen und kam fast gänzlich in die tote Hand. So hat das Schicksal den Uebermut seines Günstlings gerächt.

Ein freier Mann.

Ein solcher war der Freiherr von Krenkingen, Herr zu Tiengen im Alettgau. Als eines Tages Kaiser Friedrich der Rothbart durch dieses Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf seinem Stuhle vor seinem Hause sitzen und rüfste, als der Kaiser an ihm vorbei ritt, nur das Barett ein wenig. Ob dieses sonderbaren Benehmens gefragt, ließ er dem Kaiser erwidern: Er sei der Herr dieses Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiser, noch von sonst jemandem ein Leben trage; er erkenne zwar den Kaiser als seinen Oberherrn, wie ein Geistlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn seiner Güter. Daraus sprach Friedrich mit freundlicher Miene: „Damit ein so trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, so verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Tiengen goldene Münzen mit dem kaiserlichen Bildnisse prägen zu dürfen.“

Das Waldshuter Männlein.

Waldshut war gebaut, mit Wall und Mauer umgeben und beschirmt vom Rhein. Wie aber sollte man die Stadt nennen? In tiefem Sinnen saßen die Rathspersonen, eine hübsche Summe Geldes lag bereit, den würdig zu belohnen, der das vollendete Werk mit passendem Namen krönte. Wiewohl jeder das Geld gerne gewonnen, blieb's gedankenleer in den Köpfen sowie im Saal. Doch siehe, da tat sich die Pforte auf und ließ ein Männlein herein von wunderlicher Art. Der dicke Knotenstock überragte um ein gut Stück den Zwerg, ein ungeheurer,

gelber Bart bedeckte ihm Brust und Leib, unter breitem Hut ringelten goldene Voden hervor. Geblendet von des Silbers Glanz fragt er, wer hier dies Geld empfangen. Man jagt's. Da staut er nicht lang, streicht die Taler stracks in seinen Hut und spricht: Ich nenne die Stadt Waldshut. Darauf eilte er spornstreichs zum Saale hinaus und wußte seine Zwerg-

beine gar wunderjchnell zu bewegen. Nicht achtend auf des Rates Ruf war er gar bald verschwunden. Im Saale aber erkannte man den schönen Doppelsinn des Wortes: die Hut des Volkes, des Schwarzwaldes Hut. Zum dankbaren Andenken zierten die Waldshuter ihr Wappen mit dem Männlein, dessen Bild am Basler Thor gemalt wurde.

Hans Adalbert Berger / Befreiung.

Auf der Terrasse des vornehmsten Hotels in einer weltbekanntesten süddeutschen Universitätsstadt saß, in eindringlich ernste Gespräche vertieft, deren ruhiges Gewicht auch der anregende Genuß edler Weine nicht nachhaltig zu verrücken imstande war, eine Gesellschaft von einigen Herren gesetzt, oder wenn man will, achtungsgebietenden Alters. Ihren von keiner Abschweifung beirrt, festen Mienen sah man es deutlich an, daß sie nicht in die hier das ganze Jahr über fast ununterbrochene Reihe reicher Müßiggänger zu rechnen waren. Und in der Tat hatte die notwendige Entscheidung über wichtigste wirtschaftliche Fragen sie als Vertreter großer wirtschaftlicher Verbände hierher zusammengeführt. Es waren alles Männer von schwerwiegenden Namen, deren Klang ein Programm bedeutete; aber noch schwerer wog das Ergebnis, das aus dieser Besprechung hervorgehen sollte.

Der Beginn der Beratungen war auf den folgenden Tag festgesetzt und die bereits angekommenen Herren hatten sich zu einer ungezwungenen Tischgesellschaft eingefunden, wobei freilich die anfänglich fröhliche Unterhaltung unmerklich in eine Art Vorbesprechung des zu beratenden Gegenstandes eingemündet war. Man beschäftigte sich und tauschte lebhaft seine Meinungen darüber aus, wie sich wohl Dr. Hegeler, der Sprecher seines gewaltigen Interessenverbandes, zu der Hauptfrage der Tagesordnung stellen würde, die geeignet war, eine grundlegende Veränderung im bisherigen Ablauf des gesamten Wirtschaftslebens hervorzurufen. Sein Urteil blieb, auch wenn man davon die Summe sehr bedingter Stellungnahme in Abzug gebracht hatte, von einer Gültigkeit, deren Macht sich niemand entzog. Er allein wurde noch erwartet — und nicht ungern, konnte man doch so die übrigen Ansichten als ein nahezu wohlabgestimmtes Gegengewicht in die eine Waagschale der Debatte werfen.

Inzwischen war der Erwartete mit berauschten Sinnen der Wiedersehensfreude in die Stadt eingekehrt. Wie trunken vom Anblick übermächtiger Zeichen seiner Jugenderinnerungen hatte er mit fast wankenden Schritten den geheiligten Boden betreten.

Stärker als zu Menschen mit gleichförmigen Beziehungen fühlen Verstandes zog es ihn zu den unbegrenzten Horizonten aufwallender Gefühle, denen eine bevorzugte Natur ihre Weltweite lieh. Aufrauschenden Bogen gleich, die seine Begeisterung aus dem spröden Felsen allzulanger Beharrlichkeit schlug, schob Jungsein aus ihm hervor und trug ihn sicher wie ein vertrautes Element durch die Straßen hin. Musik erklang ihm aus jedem Geräusch der Stadt, dem festlichen Rollen feierlicher Wagen, aus den schrillen Warnrufen der unsichtbar gleitenden elektrischen Bahn. In jedem lärmenden Reigen der Kinder und in den Lauten der, wie ihn dünkte, ewigen Spaziergänger sah er sich über sein armseliges Menschlein hinausgehoben. Das rauhere Alter streifte er wie ein zu weit gewordenes Kleid ab und straffte sich im engankeligen Gefühl der Jugend.

Auf der zunächst erreichbaren Anhöhe, die den ersten Rundblick über das Weichbild der Stadt gewährte, machte er endlich Halt. Und wie sehr er gegen die wunderliche Romantik, die schwärmerische Gemüter in Wiederholungen gewisser Lebensvorgänge sehen wollen, ankämpfte, mußte er doch, nicht ohne ein nachdenkliches Lächeln, sich damit abfinden, daß die Bank, auf der er sich jetzt niederließ, dieselbe war, die ihn einstens zu seligem Träumen eingeladen hatte. Und nun überfiel ihn mit der behaglichen Müdigkeit der Reise und des ungewohnten Bergangehens ein schläfriger Dämmerzustand seiner überreizten Sinne, in dem er sich willig der Führung freundlicher Erinnerung überließ.

Mit einem fröhlichen Bündel, worin die ärmlichen Habseligkeiten den kleinsten Raum beanspruchten und eigentlich nur den Ballast seiner federleichten Zukunftsträume bildeten, war in jenen ferneren Jahren der angehende Student zuerst in diese Stadt eingezogen. Aller häuslichen und erst recht seiner eigenen Not zum Trotz, hatte er beschlossen, Musikwissenschaft zu studieren, nachdem ihm die niederen Weihen der Kunst schon in seiner Vaterstadt zu-

teil geworden waren. Sein eigener hartnäckiger Wille wie auch das eifrige Zureden namhafter Künstler, hatten erst nach langem vergeblichen Bemühen den Vater dazu vermocht, seine Einwilligung zu geben. Was es hieß, diesen Sieg über des Vaters entgegengesetzte Wünsche davongetragen zu haben, leuchtet ein, wenn man der besonderen Verhältnisse gedenkt, in denen der junge Student von früh an aufgewachsen war. Denn durch Fleiß und Begabung, nicht minder durch äußerste Sparsamkeit, hatte es der Vater vom niedrigsten Arbeiter zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe seines Berufes gebracht und er träumte begreiflicherweise nun davon, daß sein Sohn diese Stufenleiter mit den seiner Bildung entsprechenden Sprüngen bis zur letzten Sprosse erklimmen werde. Aber zu mächtig brauste das junge Blut in dessen Adern, als daß er sich dem väterlichen Plan leichtsin hätte fügen können. Die Bedenken eines unsicheren Künstlerberufes, denen sich der junge Student keineswegs verschloß, hatten in seinem selbstgewissen Wesen keinen dauernden Platz, so sehr war er von der vielseitigen Brauchbarkeit seines umfassenden Berufes überzeugt. Mit dem herrlichen Uebermut gesunder Jugend stieg er täglich mit seinem Schicksal auf den Berg der Versuchung, um es in den Abgrund hinabzustößen und gegen ein anderes beliebig einzutauschen. Unterhaltsam, wie ein bunter Garten, lag das Leben vor ihm, mit zahllosen Wegen, die er alle beschreiten und auf deren jedem er ein beschauliches Dasein erwandern konnte. Obgleich er sein tiefstes Innere auch für den besten Freund in mannlicher Scham verschlossen hielt, waren doch alle Tore zu seinem Herzen angeleitet geöffnet. Eindrucksfähig, wie er allem Schönen hingeeben war, glied seine Seele einer weiten, umfassenden Schale, die wohl stärkste Einflüsse in sich aufnehmen, aber nicht ohne Gefahr, sich bis auf den Grund zu erschöpfen, verschenten kann. So war die Zeit seiner künstlerischen Studien eher eine Spanne des Sammelns und schöner Verheißung als eine fertige, schöpferische Tätigkeit. Und da es ihn nach den höchsten Zielen lockte, wußte er nichts von jener quälenden Unruhe, die Menschen mit schlecht verhüllten Eitelkeiten verfolgt.

Bis dann doch sachliche Erwägungen und Zukunftsberechnungen dem väterlichen Ehrgeiz entgegenkamen und die Glut abichtsloser Weltgefühle von einem sehr bewußten Berufsplane zugeschüttet wurden. Sein ins Unermeßliche ausschweifender Lebensinstinkt scheute nicht vor noch so großen Widerständen zurück, die er vielmehr mit kompprohem Behagen in sein Weltbild einbezog. Die Gegensätzlichkeit idealen Strebens und harter Wirklichkeit forderte ihn zu tätiger Bereitschaft heraus, und in lachender Ueberlegenheit wies er auf die blitzenden Waffen, die er unter dem Mantel seiner allem Irdischen abgewandten äußeren Erscheinung verborgen trug. Weil er sich überschüssiger Kräfte, das Leben zu meistern, bewußt war, durfte er das Widerspruchsvolle wagen und ein zielklares Studium, um zu gesichertem Brot und Ansehen zu gelangen, ergreifen. Dabei sah er seinen Absichten doch zu tief auf den Grund, um nicht zu bemerken, daß hinter ihm der Familientrieb emporverlangenden Blutes stand, dessen bis dahin erreichten Aufschwung er womöglich als Spitze krönen sollte.

Die Freude, mit der er Welle um Welle mannigfachster Ergebnisse über sich ergehen ließ und die sich als zutrauliche Wesen in seiner blinken Seele spiegelten, vergönnte ihm keine Zeit, etwas ernsthaft über den schnell beschlossenen Wechsel des Berufes nachzudenken, geschweige denn an seiner künstlerischen Begabung zu zweifeln. Die wenigen erfolgreichen Proben seines schöpferischen Musiktalentes, die im engen Freundestreise ihre Aufführung erlebten, verschloß er selig als einen unverlierbaren Schatz in seiner Brust. Es galt ja nur von den Möglichkeiten eines gesteigerten Daseins so viel er konnte zu erraffen; erst wollte er alle Höhen und Tiefen menschlicher Weise durchmessen, um bald hier, bald dort Köstliches für seinen Werdegang zu gewinnen.

Gar bald zwang es ihn, auch der Stadt seines Aufenthalts mit einer anderen zu vertauschen, je mehr er den inneren Abstand seiner jetzigen Studien von seinen früheren wahrte. Was er

nicht für möglich gehalten hätte, trat ein: Immer mehr entfremdete ihn die fühllose Wissenschaft der Tatsachen den Neigungen seines Herzens, ja sie nahm ihn ganz für sich in Anspruch. Der Kreis seiner Interessen, seines persönlichen Umgangs, seiner täglichen Lebensgewohnheiten schloß sich eng um den Mittelpunkt der ihn beherrschenden Tätigkeit, und das verwirrende Leben der Großstadt mit ihrer seelenlosen Gleichförmigkeit des Erlebens zertrat vollends den sorgsam gehüteten Funken schöpferischer Regung.

Nach dem glänzenden Abschluß des Studiums eroberte sich der mit Kenntnissen wohl ausgerüstete Volkswirt in schnellem Anlauf Stellungen, deren eine verlockender war als die andere, und sehr bald schon war er die Seele eines Unternehmens, das seinen Einfluß über die ganze Welt hin spannte. Mit untrüglichen Scharfsinn spürte er feinste Zusammenhänge der Weltwirtschaft auf, die anderen Augen verborgen blieben, und stellte seine Erkenntnisse in den Dienst dieses einseitigen Interesses, aber doch so, daß sie in gewissem Sinne dem wirtschaftlichen Gedeihen des ganzen Landes zugute kamen. Ehre über Ehre häufte sich auf ihn, ein heimliches offenes Werben um seine überragende Fähigkeit steigerte sich mitunter sogar bis zu öffentlichen Verdächtigungen mit der Absicht, ihn entweder für den Wettbewerb unschädlich zu machen oder ihn auf die andere Seite hinüberzuziehen.

Diesen nie beruhigten Drang der Betätigung vermochte selten eine Erinnerung an die Kunst seiner jungen Jahre zu hemmen und wo sie es versuchte, trat er ihr mit der tödlichen Schleuder seines Verstandes entgegen. Jeder Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen, ging er berechnend aus dem Wege und so kam es, daß er seinem Berufe unbehelligt wie in einer uneinnehmbaren Festung lebte. Sein Gefühl verhärtete sich zu einer unangreifbaren Stumpfheit allen weichen Stimmungen gegenüber, die ihm das Leben bisweilen von außen zutrug. Aber gerade der an seinem Intellekt erstarrte Widerstand zeigte ihm doch das Vorhandensein nur tief in sein letztes Bewußtsein gestohener seelischer Werte an. Dieser Umstand löste jene anhaltenden Spannungen in ihm aus, die ihn vor den Menschen als unnahbar, ja herzlos erscheinen ließen, ohne daß er sich selber über die Ursache klar geworden wäre. Es war ein Unbefriedigtsein, eine Sehnsucht nach letzten Erfüllungen in ihm, die er vergebens von seinem Berufe erwartete.

Fröhlicher Sang unterbrach jäh die Reihe seiner Erinnerungsbilder. Da oben sah er durch dichtes Grün den lustigen Schwarm buntbemühter Studenten, die abwärts zur Stadt zogen und in ihren Gesang übermütige Anrufe und helteres Lachen in jugendlicher Ausgelassenheit warfen. Das rief ihn wieder zur Wachheit zurück. Sein Blick umfing das lieblichste Bild romantischer Landschaft, das Auge schweifte trunken von den Bergen ins Tal über eine gesegnete Ebene hinweg; man mußte das Verweilen an einem Punkte beinahe bedauern, so reich hatte die Natur dieses Fleckchen Erde beschenkt. Der schlank Fluß hinauf und hinab sonnte sich bedächtig in seinem glitzernden Wasser und ferner kam die zirpende Monotonie eines zu Tal fahrenden Ketten dampfers. Vergnügte Menschen im Feiertagsrock durchstreiften weithin sichtbar die wegsamen Berge und selbst die geraußtönen Lauten der Stadt fügten sich in den Wohlklang dieser feierlich belebten Stille.

Da schlug es von allen Türmen in lieblichem Glockenspiel die zwölfte Stunde und er besann sich, heute noch nichts genossen zu haben. So stieg er langsam den steilen Fußpfad hinunter in die Stadt und nahm, seinem Gedächtnis vertrauend, in einem kleinen Gasthaus das Mittagmahl ein.

Alle Rücksicht auf den Zweck seines Hierseins ließ er unbedenklich außer acht. Als ob ihn die unsichtbare Hand eines verfehlten Schicksals führte, folgte er danach wie willenlos seiner inneren Eingebung zu dem Haus, in dem er damals gewohnt hatte. Klopfenden Herzens stand er nun davor und sah mit liebenden Augen die runzlige Fassade hinauf, ob nicht ein blonder Mädchenkopf sich am Fenster zeige. Die Zahl 1793 las er noch unter dem Eingang und ebenso den Namen der Besitzerin: Katharina Ruser Witwe in halbverwischten Buchstaben. Aber statt blauer Mädchenaugen blinzelte ihm der goldene Widerschein der schrägen Sonne an. Er trat ein. Die altertümliche Klingel gelte aufreizend durchs Haus. Nach wenigen Augenblicken erhien mit schwerfälligen Schritten eine ältliche Frau, die den Fremden mißtrauisch nach seinem Begehre fragte. Da die verlegene Antwort — er glaubte das damals blonde Kind in ihr wiederzuerkennen! —, ob ihm nicht für einige Tage ein Zimmer zur Verfügung stünde,

ihr etwas seltsam vorkam, weil sie ihr Haus ja nur zu längerem Aufenthalt an Studenten vermietete und seine unvornehme Lage für einen so feinen Herrn nicht gerade verlockend wäre, beeilte er sich, ihre Zweifel lachend zu zerstreuen, indem er die Aussicht auf den Fluß und die gegenüberliegenden Berge als eine hinreichende Entschädigung für den vermeintlichen Mangel hinstellte. Insofern war sie ja froh, einen Feriengast aufnehmen zu können, denn es traf sich, daß das „Musikzimmer“ durch die vorzeitige Abreise eines Studenten frei geworden war. Ohne den Schleier seines Geheimnisses zu lüften, begab er sich also mit seiner Führerin zu dem wohlbekannten Zimmer, in dem bereits alles wieder für einen neuen Inhaber peinlich hergerichtet war.

Allein geblieben, sah er sich vorsichtig, wie um eine Enttäuschung zu mildern, um. Aber es hatte sich nichts in den langen Jahren verändert. Der vielgeprüfte Flügel, die einzige Kostbarkeit des Raumes und des ganzen Hauses, stand, als mutere man seinem ehrwürdigen Alter nichts Unmögliches zu, noch immer unverrückt auf seinen geschwollenen Füßen; hier das ausladende Bett, dort, an die Wand gerückt, der zierliche Schreibtisch. Obwohl darin nicht mehr als drei ungehemmte Schritte möglich waren, verbreitete der Raum doch eine halb vornehme, halb spießertlich z. friedene Behaglichkeit, die den Eindringling wie mit weichen Frauenhänden willkommen hieß. Jetzt glitt sein Auge über die Bilder hin, die in willkürlicher Anordnung die Wände fast zudeckten. Das meiste Photographien von Studenten, die hier gehaust hatten, einige Kunstdrucke und — er täuschte sich nicht: da hing auch, mit Kohle von Freundeshand gezeichnet, vergilbt zwar, sein Bild, wie er am Flügel sitzend das Wirtstochterlein zu einem sichtlich wehmütigen Lied begleitete. Ein verlorener Sonnenstrahl, eben darüber hinirrend, hauchte der Szene Leben ein. Die beiden Fenster standen weit geöffnet. Inbrünstige Andacht vor diesem Bilde der Erinnerung hielt ihn umfassen.

Er schloß die Tür ab, setzte sich an den Flügel und begann nach einem überprüfenden Anschlag, wie es die Stimmung ihm eingab, eine Schumannsche Weise. Mit noch ungelassenen Fingern bannte er die seltsame Verlorenheit seines Herzens in die wie augenblicks erschaffenen Töne und wie durch Schleier heranschauender Zeitenferne erkannte er den Schatten seiner scheuen Liebe neben sich. Und während das kleine Lied noch schlichtern an sein Herz klopfte, sprengte mit einem Mal ein hervorbrechender Sturm der Empfindung die Tore zu seinem verborgensten Innern. Wie von wilden, ihre schützenden Dämme durchstoßenden Fluten fühlte er die heilige Not zeugungsfroher Bereitschaft in sich einbrechen. Alle Widerstände vorausschauender Klugheit stürzten herkend zusammen, von tausendstimmigen Melodien ergoß es sich in schmerzdem Anprall bis unter die Wand seines Hirns. Er fand unter den Stößen von Noten einige ungenutzte Blätter, denen er mit fliegender Hand und gehegter Eingebung sein klingendes Herz anvertraute. Seite um Seite, Blatt um Blatt reichte sich zueinander, er wünschte sich vielfache Hände, um das unbändige Meer seiner wunderbar erregten Phantasie in sanft geschwungenen Buchten der Notenzeichen zur Ruhe zu bringen. Ein kühler Nachtwind, der von den Bergen über den Fluß zu den Fenstern hineinstrich, säckelte ihm Erfrischung zu und ließ ihn keine Ermüdung verspüren. Das fast taghelle Mondlicht leuchtete ihm auch nach Einbruch der Nacht, so daß ihn keine Macht begrenzter Dinge an seinem herrlichen Schaffensdrange hinderte. Als er endlich wie aus einer süßen Betäubung erwachte und seine entschloffenen Gedanken hervorholte, begann schon das Grau der Dämmerung das Dunkel zu entwirren. Er mischte das Manuskript, das er „Befreiung“ nannte, wahllos unter den Berg der übrigen Noten und entkleidete sich, da er nur noch bleierne Müdigkeit empfand, zu einem traumlos tiefen Schlaf.

Als es nach stürmischen, aber lange vergeblichen Versuchen der Hausfrau endlich gelungen war, ihren Bedrungen Gehör zu verschaffen, entsann sich der Fremde bestürzt seiner wichtigen Geschäfte. Er kam gerade noch recht, um eine peinliche Verlegenheit, die wegen seines Ausbleibens zu entstehen drohte, hintanzuhalten. Und als ob seine Seele nicht noch von den Erschütterungen der Nacht bebte, stand er den erhitzten geschäftlichen Debatten mit dem unansehnlichen Urteil seines kühl abwägenden Scharfsinns vor.

Nach vielen Jahren las er in der Zeitung von der erfolgreichen Aufführung einer Komposition für Klavier und Violine, „Befreiung“, die man als Frühwerk in der Studentenwohnung des berühmten verstorbenen Komponisten N. entdeckt haben wollte und der man eine beziehungsweise Verwandtschaft mit Beethovens titanischer Feuerseele zuschrieb.